

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

151.

Dienstag, am 17. December 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Wunsch.

Ich wünscht' mir den schönsten krystallinen Pokal,  
Gefüllt mit dem feurigsten Wein;  
Und brinnen im Weine, da sollte zumal  
Das Labendste, Köstlichste sein.

Die Lieder, die je nur aus Sängerb Brust  
Erschollen und Freude geweckt,  
Die seien mit aller erweckten Lust  
Ein Tropfen im Weine versteckt.

Die Küsse, die je nur ein Rosenmund  
Gewähret und wiedergenießt,  
Die sollten ein Tropfen mir werden zur Stund',  
Der in den Pokal sich ergießt.

Gefühle, die je nur ein wackerer Mann,  
Ob laut oder schlummernd, gehegt,  
Was immer ein würdiger Krieger begann,  
Sei mir in die Bluthen gelegt.

Und hätt' ich dies Alles beisammen zumal,  
Dann sagt' ich für Schätze nicht Dank.  
Ich würd' ihn leeren, den vollen Pokal,  
Und trinken den himmlischen Trank.

J. Hohenleithner.

Maria Szetsi.

Erzählung.

Hat man die Frauen oft genug aus Schmei-  
chelei das schöne Geschlecht genannt, so sind sie  
eben so oft, aus ungerechter Geringschätzung, auch  
als das schwächere bezeichnet worden. Selbst  
Lessing läßt seinen Odoardo sagen: „Die Na-  
tur wollte das Weib zu ihrem Meisterstück ma-

chen, aber sie vergriff sich im Thon, sie nahm ihn zu weich; sonst ist Alles besser an Euch als an uns!" — Aber im vollen, würdigsten Bewußtsein ihrer selbst, erklärt uns dagegen die brittische Elisabeth in Schiller's „Maria Stuart": „Das Weib ist nicht schwach, es giebt starke Seelen in dem Geschlecht!" — Und wie reich ist nicht die Geschichte aller Zeiten und Völker an solchen Seelen, die Stärke nicht gerechnet, in der kein Mann das Weib erreicht, die Stärke des Duldens und Leidens. Wie viele staunenswerthe Züge des weiblichen Heroismus, den großartigsten und gepriesensten des griechischen und römischen Alterthums vollkommen vergleichbar, hat ja auch unsere Zeit in dem welterschütternden Laufe der französischen Revolution, an einer Corday, Roland, Desille u. A. m., entwickelt! Und welche glänzende Beispiele heldenmüthigsten Frauensinnes stellten nicht selbst die Ereignisse in dem Freiheitskampfe der Griechen und noch auf! — Eine der hochherzigsten Frauen aber, welche die Geschichte der Menschheit kennt, war wohl unläugbar Ungarns Maria Szeji, deren durch zwei Jahrhunderte fast erloschenes Andenken folgende, mit aller historischen Treue geschriebene Erzählung unsern Lesern und Leserinnen erneuern möge.

Der dreißigjährige Krieg wüthete nach der Schlacht bei Lützen in Deutschland mit den fürchterlichsten Schrecknissen; die Schweden, den Tod ihres großen Königs zu rächen, hauseten mit einer Grausamkeit, die bis auf die späteste Zeit zum Sprüchwort geworden ist und nur durch die Gräuel, welche die Türken in der unsrigen an den unglücklichen Griechen verübten, übertroffen ward. Die Völker, durch irrige Meinungen geleitet, hingen nur mit losen Banden an ihren Monarchen; diese, sämmtlich in den großen Streit verwickelt, bald Sieger, bald Besiegte, von dem unbeständigen Schicksale hin- und hergeworfen, sahen sich bald auf der schwindelnden Höhe ihrer Macht, bald ihren Feinden zur nahen Beute hingegeben.

Da starb (1637) der Kaiser Ferdinand II. und hinterließ seinem älteren Sohne, Ferdinand III., ein von allen Seiten bedrängtes Erbe.

Schwerlich würde er dieses in seiner ganzen Ausdehnung zu erhalten vermocht haben, wäre nicht kurz vorher der Religionsstreit in Ungarn beigelegt und mit den Türken Frieden geschlossen worden. Doch war hierdurch das Feuer nicht gelöscht, sondern nur zum Theil gedämpft, denn obwohl den Protestanten einige Freiheiten eingeräumt wurden, so glaubten sie doch zu noch weit größeren Forderungen berechtigt zu sein, besonders da sie durch die Fortschritte ihrer bewaffneten Glaubensbrüder in Deutschland ermutigt wurden. Je weiter diese um sich griffen, desto lauter äußerte sich das Mißvergnügen, und bald konnte man einem neuen Ausbruche mit trauriger Gewißheit entgegensetzen.

Georg Rakoczy der Aeltere, den nach Bethlen's Tode die Wahl der Stände, oder vielmehr seine tiefversteckten und schlaue durchgeführten Machinationen auf den siebenbürgischen Herrscherstuhl emporgehoben hatten, sah diesem sich zusammenziehenden Ungewitter mit heimlicher Freude zu. Sehr richtig hatte er berechnet, daß man seiner, falls es zwischen den Protestanten und dem Kaiser zum offenen Bruch kommen sollte, nicht würde entbehren können, und daß sich alsdann, wenn nicht das Project seines Vorgängers auf die ungarische Krone erneuern, doch wenigstens ein bedeutender Zuwachs an Gebiet erobern ließ. Doch seine Politik in das tiefste Geheimniß hüllend, nahm er noch gar keinen offenen Theil an der dumpfen, sich schon hie und da äußernden Gährung, sondern suchte sie nur auf allen erdenklichen Wegen zu nähren. Noch schien es ihm nicht Zeit, loszubrechen, denn ein großer Plan, nicht bloß ein vorübergehender Aufstand, sollte ausgeführt werden, und hierzu waren mächtige Verbindungen nöthig.

Der Tod des türkischen Sultans Amurath (1639), mit dem die Unterhandlungen bereits ziemlich weit gediehen waren, verursachte einen etwas längern Aufschub, besonders da sein Bruder und Nachfolger, Ibrahim, genug zu thun hatte, um sich auf dem Throne zu erhalten, und daher zu auswärtigen Unternehmungen weder Lust, noch Zeit oder Kraft hatte. Endlich wurden mit diesem und zugleich mit den mächtig vordringenden Schweden Bündnisse geschlossen, Trup-

pen angeworben, Kriegsbedürfnisse aufgehäuft, Einverständnisse in mehreren wichtigen Städten und Schlössern eingeleitet, und so war denn Alles zum wichtigen großen Schlage vorbereitet.

Nun trat Rakoczy im Jahre 1644 öffentlich als Vermittler zwischen den bedrückten ungarischen Protestanten und dem Kaiser auf, der nur nothgedrungen und auf vieles Bitten dieses Geschäft übernommen hatte, und überschickte Kaiser Ferdinand III. Vorschläge, — die diesem durchaus nicht annehmbar schienen. — Kaum war die abschlägliche Antwort in Siebenbürgen angelangt, als der Fürst ein Kriegsmanifest erließ, in dem er sich zum Beschützer des Glaubens aufwarf, alle Gleichgesinnten zur thätigen Mitwirkung, zur Erkämpfung ihrer Rechte, die zu verfechten er das Schwert ziehe, aufforderte, und dem er durch ein Heer von 22,000 Mann, mit dem er alsogleich in Ungarn einfiel, den gehörigen Nachdruck gab.

Ferdinand, in Deutschland vollauf beschäftigt, konnte dem plötzlich eindringenden Strom nur eine schwache Macht, unter der Anführung des tapferen Palatin Niclas Esterhazy, entgegensetzen, der nicht zu verhindern vermochte, daß im ersten Anlauf Tokay, Kaschau, Eperies, Leutschau, Neusohl, Schemnitz und mehrere andere feste Städte und Schlösser verloren gingen. Selbst Murany, die wichtigste Besatzung, nicht bloß der Gämörer Gespannschaft, sondern beinahe von ganz Ober-Ungarn, im Besitze der Maria Szetzi, des Stephan Bethlen's hinterlassener Wittwe, öffnete die Thore und nahm Rakoczy's Besatzung auf, so daß sich nun die siebenbürgischen Völker weit im Lande ausbreiten und eine große Anzahl Mißvergnügter an sich ziehen konnten, mit denen vereint sie Furcht und Schrecken beinahe bis gegen Preßburg hin verbreiteten.

Doch nun vermehrten sich auch die Streitkräfte des Kaisers, und dem raschen Vordringen ward durch den Palatin und durch ein zweites Heer, unter General Buchheim, ein stärkerer Damm entgegengesetzt. Einige glückliche Gefechte zwangen Rakoczy, sich zurückzuziehen, und ein großer Strich Landes, eben so schnell verloren als gewonnen, war seinem Gegner preis-

zugeben, mit Ausnahme der festen Plätze, die mit starken Besatzungen versehen wurden.

Hierher gehörte auch das eben erwähnte Murany, dem der wohlverfahrene Feldherr, die ungewohnte Wichtigkeit des Platzes wohl einsehend, seine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte, und das er deshalb mit dem Kern seiner Truppen besetzte. Allein mehr noch als auf diese, konnte er sich auf die Eigenthümerin, die sich die Commandantenwürde nicht nehmen ließ, verlassen.

Diese hochherzige Frau war die älteste Tochter Szetzi's, eines der ersten Helden seiner Zeit, doch auch die letzte seines angesehenen Geschlechts. Die Natur schien sich geirrt zu haben, indem sie für eine so kräftig männliche Seele einen weiblichen Körper schuf, gleich, als hätte sie im unentschlossenen Schwanken, ob sie einen so berühmten Heldenstamm erlöschen lassen sollte oder nicht, durch einen halben Willen für beides, ein seltsames Mannweib hervorgebracht. Muth, Entschlossenheit, Tapferkeit und ein unbeugbarer glühender Freiheitsinn waren die Ideale höchster Vollkommenheit, die ihrem kühnen Geiste unaufhörlich vorschwebten, und die zu erreichen all ihr Sinnen und Streben war. Ein starker und doch reizender Körperbau begünstigte diese Gesinnung nicht wenig, und gab ihr die Möglichkeit, den Willen zur That werden zu lassen.

Kaum über die ersten Kinderjahre hinaus, zeigte sich schon in dem Heldenmädchen die feste, männliche, mit der gewöhnlichen Natur ihres Geschlechtes in seltsamem Widerspruche stehende Neigung für jede Kraftäußerung, und nicht Drohungen der Eltern, nicht ein langwieriger Kerker selbst, konnte ihr den ungeliebten Gemahl aufdringen, zu dem sie ihr Stephan Bethlen bestimmt hatten, sondern nur erst die eindringenden, flehenden Bitten des Vaters, eben des Mannes, der sonst nie um etwas gebeten hatte.

Bei dem Ausbruche dieses Krieges war Maria bereits Wittwe, und durch den schon einige Jahre früher erfolgten Tod ihrer Eltern im Besitze der festen Burg Murany, sammt der sehr beträchtlichen dazu gehörenden Herrschaft. Eifrig dem evangelischen Glauben zugethan, hatte sie Rakoczy's Partei mit allem Eifer ergriffen und

ihm freudig die Thore geöffnet; auch nun bei seinem Rückzuge nahm sie willig seine Truppen zur Verstärkung der eigenen Besatzung auf, und rüstete sich auf das Thätigste zu einem kräftigen Widerstande. Selbst den Oberbefehl führend, mit männlichen Kleidern angethan, die Brust durch den Stahlpanzer verwahrt, den Kopf mit dem Eisenhelm unter hochwallenden Federn bedeckt, an der Seite ein mächtiges Schwert, — so erschien sie, wie eine Amazone, schön und furchtbar zugleich anzusehen, in der Mitte der versammelten Krieger, durch feuerentflammte Worte den Muth der Tapferen zur Begeisterung zu erheben; — denn ferne Staubwolken verkündeten das Anrücken des Belagerungsheeres.

Der Palatin Esterhazy war nämlich mit der Hauptmacht dem sich zurückziehenden siebenbürgischen Fürsten nachgefolgt, und sendete gegen die Beste Murany einen starken Heerhaufen, unter Franz Wesselenyi, der sich durch manche ritterliche That die Sporen ehrenvoll verdient hatte, und später (1655) bis zur Würde eines Palatinus emporstieg. Mit kluger Vorsicht — der festen Begleiterin des erfahrenen Kriegsmannes — und sich wohl erinnernd der hartnäckigen, mühevollen Belagerung eben dieser Beste vor hundert Jahren durch den großen Feldherrn Grafen Niclas Salm, beschränkte er sich die ersten Tage seiner Anwesenheit bloß darauf, die Felsenburg von allen Seiten zu umgeben und Kunde von allen Eigenheiten des Platzes einzuziehen.

Ein Abgeordneter, der den Commandanten zur Uebergabe aufforderte, kam bald darauf, nicht bloß mit einer schönen Antwort, sondern auch mit der überraschenden Nachricht zurück, daß dieser Commandant kein Anderer als die Herrin selbst sei, der nicht bloß ihre eigenen, sondern auch die Rakoczy'schen Völker unbedingt gehorchten. Zwar hatte Wesselenyi die Anwesenheit Mariens in dem belagerten Schlosse wohl gewußt, doch hatte er nicht vermuthet, daß sie selbst so thätigen Antheil an dem Kriege nehmen würde. Sein Ehrgeiz fühlte sich auf das Dringendste aufgeregt, alles Mögliche anzuwenden, um den Schimpf nicht zu erleben, von einem Weibe besetzt zu werden.

Als seine Kriegsmaschinen fingen nun an, rund

herum ihr verderbliches Geschöß gegen die Mauern zu schleudern, doch schienen sie nur zu spielen, denn unerschütterlich standen in stolzer Höhe die festen Thürme, mitleidig spottend der nutzlosen Bemühungen ihrer ohnmächtigen Gegner. — Müde des vergeblichen Spiels, ließ der Feldherr zum Sturme blasen, doch nur um sich die Lehre zu holen, daß er seine Schaaren vergebens dem sicheren Verderben entgegenführe.

Tage und Wochen vergingen; Wesselenyi kam seinem Zwecke nicht um einen Schritt näher, erkämpfte zwar manche kleine Vortheile, die aber, stets mit einem unverhältnißmäßigen Verlust errungen, für das Ganze nichts entschieden, und sah die Hoffnung des Gelingens durch Mariens ungewöhnliche Thätigkeit mit jeder Stunde sich weiter entfernen. Einige Versuche, durch Bestechung und große Verheißungen einen Theil der Besatzung zu gewinnen, oder wenigstens Uneinigkeit und Zwist in der Burg zu erregen, waren an der Wachsamkeit der Befehlshaberin gescheitert, und hiermit alle gewöhnlichen, bei ähnlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Mittel erschöpft.

Wesselenyi wollte verzweifeln, denn es schien nun beinahe gewiß, er werde von diesem Weibe besetzt werden. Da aber die Nachricht einlief, das siebenbürgische Heer rücke in Folge mehrerer siegreicher Gefechte wieder vor, so fuhr es plötzlich wie ein Blitz durch seine Seele; ein Gedanke hatte sich wie ein Lichtfunke aus finsternen Wolken losgerissen, und wartete der weiteren Gestaltung. Auf mehrere Stunden schloß sich der Befehlshaber in sein Zelt, und schickte dann einen Herold an Maria, mit der Bitte um sicheres Geleit für Einen der Unter-Feldherren und persönliches Geleit bei ihr selbst, während dessen alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten.

Beides ward zugesagt, und Wesselenyi, der selbst die Rolle seines Abgesandten übernommen hatte, stand bald darauf in einem der äußeren Werke vor der hochherzigen Kriegerin. Der Worte viele verschwendete er vergebens, sie zur Uebergabe zu bereden, die ihm nun zehnfach mehr wünschenswerth wurde, da seiner tapferen Gegnerin jugendlich schöne und majestätische Gestalt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Da

er jedoch nichts auszurichten vermochte, und Mariens Unwille über die ihr zugemuthete Schwäche aufzulodern begann, brach er schnell ab, überreichte ein versiegeltes Schreiben, vorgeblich von seinem Feldherrn, bat um baldige Antwort, und entfernte sich mit möglichster Eile.

Wer malt aber ihr Erstaunen, als sie in demselben las, Wesselenyi, voll hoher Bewunderung ihres Muthes und von unwiderstehlichem Drange, die göttergleiche Frau zu sehen, dahingerissen, habe selbst vor ihr gestanden, und biete ihr, der Herrlichen, die das Bild seiner Phantasie nicht bloß erreicht, sondern weit übertroffen habe, willig Herz und Hand zum ewigen Bunde. — Ueberrascht, doch den Antrag, schon seiner Sonderbarkeit wegen, noch mehr aber aus Rücksicht des männlich-schönen, ritterlichen, nicht unberühmten Brautwerbers, der Beachtung nicht unwerth haltend, schwankte Maria lange in ihrem Entschluß, und antwortete endlich, „wolle der Schreiber Antwort haben, so möge er sie selbst holen; sei seine Gesinnung wahrhaft redlich, Muth ihm nicht fremd, so finde er an der Nordseite der Beste, in der Mitternachtsstunde, ein erleuchtetes Fenster und eine dahin führende Strickleiter, auf welcher er, jedoch ganz allein, der Entscheidung entgegenzueilen solle.“

Nicht ganz nach Wunsch und eben so unerwartet wie der Antrag, war ihm Mariens Antwort; doch nach kurzer Ueberlegung war von Wesselenyi der Entschluß gefaßt, das Wagstück zu bestehen. Nur einem Einzigen seiner Gefährten vertraute er das Geheimniß, Anordnungen treffend für den Fall, daß ihm etwas Menschliches begegne.

Lange schon war die Erde in Nacht verhüllt, tiefes Schweigen herrschte rund umher, bloß von den am Wachtfeuer versammelten Soldaten unterbrochen. Da erhob sich der Feldherr leise aus seinem Zelte und eilte der verhängnißvollen Nordseite der Beste zu. In schwindelnder Höhe, denn gerade hier war der Felsen am höchsten und am steilsten, schimmerte ein kleines Licht, einem leitenden Stern in düsteren Nebelwolken nicht unähnlich, zu dem ein schwankender Pfad, aus vielleicht trügerischen Stricken geflochten, hinauf-

führte, den sicheren Tod in unermesslicher Tiefe dem unvorsichtigen Wanderer dräuend.

Eines unwillkürlichen Schauders konnte sich unser Held bei diesem Anblick nicht erwehren; doch begann er muthig und festen Schrittes seine geheimnißvolle Reise, und gelangte glücklich — was wäre auch wohl dem Muthigen unerreichbar? — an das bezeichnete Fenster, und durch dasselbe mit einem Sprunge in ein leeres, sparsam erleuchtetes Gemach. Kaum aber hatte er den Fuß in dasselbe gesetzt, als er sich rückwärts ergriffen und mit aller Gewalt zu Boden gerissen fühlte. — In demselben Augenblicke stürzten mehrere verummte Gestalten über ihn her, entriß ihm Schwert und Dolch, und forderten sein Wort, sich ruhig zu verhalten, wofern er nicht geknebelt sein wollte, worauf sich eine Nebenthür öffnete, und dem Betrogenen ein kleines, festes, hoch vergittertes Gemach zum Aufenthalt angewiesen ward. Hier überdachte er seine missliche Lage, sah sich von einem Weibe überlistet, gefangen, seinen Ruhm verdunkelt, sein Heer preisgegeben, sich selbst der schwersten Verantwortung ausgesetzt. Doch nicht lange ward ihm zu seinen Betrachtungen Zeit gegönnt. Ein hoher, düsterer Mann trat ein und sprach im abgemessenen, dumpfen Tone: „Der Ort, in dem Ihr Euch befindet, spricht selbst, in wessen Gewalt Ihr seid. Doch bietet Euch meine mächtige Gebieterin Freiheit, ja selbst ihre Hand mit dieser Burg und allen Besitzungen, wenn Ihr die Sache Eures Kaisers verlasset und des Siebenbürgers treuer Anhänger werdet. Weigert Ihr Euch aber,“ fuhr er wild fort, „so erwartet Euch binnen einer Stunde der Tod und Euer Heer bei dem anbrechenden Morgenstrahle sicheres Verderben.“

Mit Unmuth erwiderte der Gefangene: „tief beleidigt fühle er sich durch eine solche Zumuthung; nie würde er sein Leben durch schändliche Treulosigkeit erkaufen; heilig sei ihm stets sein Wort. Auf dieses, von einer heldenmüthigen Frau gegeben, sich verlassend, sei er hierher gekommen, nicht ahnend den schwarzen Verrath. Kein Recht habe die Gebieterin über sein Leben, doch eher möge sie es ihm entreißen, als er sich in ihren Willen füge.“

„Von Recht nicht,“ sprach Jener, „bloß von der Macht sei hier die Rede, und davon, den Vortheil, den sie gewähre, klug zu benutzen. Gewählt müsse werden zwischen Uebertritt und Tod; in einer Stunde kehre er wieder, sich des Einen zu versichern oder das Andere zu vollziehen.“

(Schluß folgt.)

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig im November.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns endlich zu den einzelnen Darstellern. Der Mehrzahl nach sind sie jüngere Kräfte und ihre Namen noch wenig genannt. Am ausgezeichnetesten spielte Herr Bergmann, der den Musikus Miller gab, und wir nennen ihn daher an erster Stelle. Bisher kannten wir ihn fast nur in untergeordneten Partien; als Wirth in Lessing's Minna von Barnhelm erregte er aber schon die Aufmerksamkeit unseres Publicums. Auf der Lemberger Bühne soll er bedeutendere Rollen ausgeführt haben. In Kabale und Liebe gab er seine Rolle vollkommen würdig, in allen Beziehungen wahr. Als der Vorhang aufging, sahen wir ihn schon in vollem Zuge des Zorns: die leidenschaftliche Wallung war da bereits auf einer großen Höhe. Das war der ganz rechte Anfang des Stückes, das Publicum kam gleich in die richtige Stimmung. Später fehlte hin und wieder die Steigerung, deshalb wurde die erste Scene des fünften Aufzuges, gegen die übrigen gehalten, matter. In der fünften Scene des zweiten Actes hätte er sich mit seiner Kleidung beschäftigen sollen, statt müßig das Gespräch Ferdinands mit seiner Tochter zu hören und zu dulden. In anderen Rollen bemerkten wir wohl auch ein zu großes Gewicht auf einfache Dinge gelegt. (Als Rath Karl's V. in Moriz von Sachsen). Herr Bergmann verdiente vollkommen den ihm bei der ersten wie bei der folgenden Aufführung nach dem zweiten Acte zu Theil gewordenen Hervorruf, und wir freuen uns, daß das ergriffene Publicum solche gerechte Handlung des Anerkennnisses vollzog.

Auch Frau Dessoir, die ebenfalls gerufen wurde, verdiente diese Anerkennung. Ihre Leistung an jenem

Abende würde auf den Unterzeichneten vielleicht einen mächtigen Eindruck gemacht haben, wenn er nicht gerade Lady Milford von Frau Bauer in seltener Vollkommenheit hätte dargestellt gesehen. Frau Dessoir ist eine Künstlerin ersten Ranges, ihr Name dem ganzen Theaterpublicum Deutschlands wohl bekannt. Sie hat tiefe Empfindung und zugleich reiche äußere Mittel, die sie sehr gut zu benutzen versteht. Ihre schöne Gestalt, ihre edlen Gesichtszüge, ihre imponirende Haltung und vor Allem ihr kräftiges, wohlklingendes Organ machen unwillkürlichen Eindruck und gewinnen die Herzen. Den Ton herrlich zu tragen, mit der Veränderung ihrer Aussprache dem Gedankengange zu folgen und durch die Sicherheit und das Leben ihres stummen Spiels die Täuschung vollkommen zu machen, versteht Frau Dessoir vortrefflich: aber in allem diesen die Höhe zu überschreiten, die sie erreicht hat, hüte sie sich ja. Große Schauspieler verderben oftmals in ihrer späteren Künstlerlaufbahn durch allzu viele Markiren und Nuanciren die Wahrheit ihres Spiels. Auf diesem Abwege befindet sich, nach unserer Ansicht, auch Frau Dessoir. Sie wirkt selten etwas rasch weg, sondern hebt fast alle Theile einer Rolle hervor: zuweilen sollte sie schneller, beweglicher, nachlässiger sprechen. Den Prolog von Böttger, der ununterbrochenen Pathos erfordert, trug sie höchst wirksam vor, als Lady Milford jedoch war ihre Sprache hin und wieder zu declamatorisch\*), ja es fehlte in der ersten Hälfte ihrer Unterredung mit Louisen jene vornehme Leichtigkeit, stellenweise selbst der Adel und die Würde, welche unbedingt die Britin vor allen übrigen Personen unterscheiden muß.

Herr Richter spielte den Ferdinand, so lange er in gemessenem Schritte zu gehen hatte, recht gut, aber jene stetige Steigerung der Leidenschaft durchzusetzen fehlt ihm die nöthige Kraft. Nach Maßgabe seiner körperlichen Mittel müssen wir ihn beurtheilen und darnach loben, denn mehr als diese gestatten, kann Niemand erreichen. Er mußte auf Hilfsmittel sinnen, um den vorhandenen Mangel zu verdecken. Hr. Richter that das Mögliche, aber das Stück litt doch darunter. Die steigende Aufregung drückte er durch Dämpfen und Ersticken der Stimme, aber nicht durch heftig donnerndes, an's Schreien gehendes Sprechen aus. Der Jähzorn, das Toben, in welchem er seinen Nebenbuhler, der ihm erzählten und den Betrug aufdecken will, gar nicht zu Worte kommen läßt, in wel-

\*) Wir sind wohl schuldig, bei dieser Behauptung auf irgend einen Satz hinzuweisen. Zweiter Aufzug, dritter Auftritt, als sie mit ergreifender Wahrheit zusammenschauerte, sprach sie mit unnatürlicher Declamation die Worte: „(wenn diese Unglückliche) Deinem Bilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorsam, in noch abscheulichere Tiefen des Lasters wieder hinuntertaumelt.“

Chem er das Benehmen seiner Geliebten erkennt, wurde daher keineswegs so deutlich: und wie wichtig das gerade ist, sahen wir oben. Mehr Lebendigkeit, mehr Feuer war ihm zu wünschen. Diesemal störte uns weniger als sonst seine Hinneigung zu einer gefährlichen Verirrung. Das Bestreben, den Ton recht schön zu tragen, verleitet ihn gar nicht selten zu einem Singen, welches die Wirkung der Gedanken schwächt. Ausdruck der Gedanken ist die Aufgabe des Sprechens. Mit welcher musikalischen Gewalt der schöne Klang des Wortes hinreißt: so ist und bleibt jenes doch das Hauptsächlichere. In kleinern Stücken möchte Herr Richter in seine Darstellungen mehr Kraft und Männlichkeit legen, er könnte es. Solche Schwächlinge, welche er manchmal (z. B. in „Bart und Grob“) hin-

stellt, erregen mehr unser mitleidiges Bedauern als unsere innige Antheilnahme an ihrem fortschreitenden Geschehe. Herr Richter ist ein junger talentvoller Mann, von dem es abhängt, ob er auf seiner jetzigen Stufe stehen bleiben oder ob er Größeres leisten wird. Er copire kein Original (Devicent), er beschränke sich nicht auf die Wahrnehmung der praktischen Kunstgriffe des Schauspielers, sondern erhebe sich, um zu reifen, zu ernstern, theoretischen Studien, versenke sich in Psychologie und Aesthetik, lese und zergliedere die großen Dichtwerke aller Zeiten und Völker und folge dann seiner eigenen Natur und Einsicht. Ein großer Mime muß selbst etwas vom Dichter und Philosophen in sich tragen.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

Kritik des Publikums. Der Ulmer Schnellpost entnehmen wir folgenden Bericht aus Karlsruhe: Man gab die Oper Belisar. Durch allerlei Intriguen in höheren Sphären hatte sich eine unbekante Französin, de Laforêt, angeblich eine frühere Pariser Primadonna, wider Willen und Ueberzeugung des Intendanten und Kapellmeisters, zur Uebernahme der Antonina eingeschlichen, ohne sich durch den vorher prophezeiheten Fiasco irre machen zu lassen. Diese Französin ohne Stimme, ohne Aussprache, ohne Bühnenbildung, alt, häßlich, halb zahlos, diabolisch roth geschminkt, mit mesquiner durchaus nicht tragischer Action, präsentirte sich vor dem Publikum. Gleich nach den ersten Scenen begann das Zischen, aber auch das niederträchtige Applaudiren einiger bestellten Klatscher. Je bedeutender indeß die Scene ward, um so mehr verschwand das mißbilligende Zischen, und ein ironisches Klatschen, ein unwillkürliches Lachen trat an dessen Stelle. Denn es war in der That zu arg. Die Laforêt sang nicht, sie miaute mit fagenartiger Feinheit, sie bellte wie ein böser Hund, wenn sie die Scala abwärts steigen sollte, und das Alles mit welchen Geberden! Denken Sie sich einen zum ovalen oder runden Nullchen zusammengezogenen Mund, oder einen Raucher, der kleine Birkel aus dem Munde stößt, dann aber plötzlich eine schiefe Verzerrung des Mundwinkels aufwärts macht, als wollte er nach dem Ohrläppchen beißen, so haben Sie das Antlitz unsrer Künstlerin; dann aber denken Sie sich weiter ein spindeldürres, giftiges, eiterbissiges Weib, das in ihrer Bosheit in die Luft sieht — denken Sie sich mit einem Worte eine Schlange im

Gewande einer Fledermaus, so haben Sie ein Bild des Ensembles dieser Französin und ihrer Mimik. Ihr Gesang war am Ende nur noch ein schwaches, schrillendes Zirpen, und als sie gerade ganz abschnappen wollte, erscholl ein donnerndes Gelächter mit starkem Applaus vom ganzen Publikum. Unsere Französin aber hält das Ding für Ernst und verneigt sich vor dem Publikum, ihr Zirpen unterbrechend mit süßem Megären-Lächeln siebenmal. So ging die Verhöhnung fort bis zum Ende. Das über die Unverschämtheit der Person entrüstete Publikum machte seinem Aerger nur durch diese ungeheure Ironie Luft, und am Schlusse wurde der Gast auch noch stürmisch gerufen. Siehe da, unsere Antonina stellte sich noch einmal vor den Hohn der Zuschauer, verbeugte sich siebenmal, warf Ruchhände umher, und erklärte dann hinter den Coulissen: „Ich hatte zwar eine starke Gegenpartei, aber die gute Sache gewann doch den Sieg!“ — Wohl bekomm's Ihnen, Madame!

Ein Ereigniß. Ende November starb in Paris August Levasseur. Wer war der Mann? — Chef der Claqueurs in der Pariser großen Oper. Ob das eine bedeutende Stellung? Darauf giebt sein Nachlaß die genügendste Antwort, der in 200,000 Francs besteht, welche er sich buchstäblich durch „seiner Hände Arbeit“ erworben. Der Mann besaß die merkwürdige Gewandtheit, alle Interessen zu versöhnen, alle Parteien zu vereinigen; er hatte bei seiner schwierigen Stellung sich keinen Feind gemacht — er war also unstreitig eins der bedeutendsten diplomatischen Talente, das die Welt gesehen. Wie einflußreich und

geachtet seine Stellung, beweiset jedenfalls das Factum, daß er von den bedeutendsten Künstlern Jahrgelalte oder bestimmte Abfindungssummen bezog. Courierit zahlte ihm jährlich 100 Louisd'or, die Taglioni monatlich 300 Frcs., Fanny Elster für ihre erste Vorstellung jedesmal 500, für die zweite 300, für jede folgende 100 Frcs. — Was will man mehr?"

Denkmal für G. M. v. Weber. Meyerbeer, Mendelssohn, Moscheles, Benedict, Liszt und mehre andere der namhaftesten Componisten und Virtuosen sollen sich verständigt haben, zum Vortheil der, zur Errichtung eines Denkmals für den gefeierten Componisten des Freischütz auf einem öffentlichen Plage Dresdens, eröffneten Subscription eine Reihe großer Concerte in Paris, London und Berlin zu geben. So berichtet die Kölnische Zeitung. Ob's wahr ist? 18.

Eine Dedicatien. Der noch lebende Privatdocent Buhle in Halle ist als Naturforscher am vortheilhaftesten durch eine Monographie bekannt, die den Titel „der Maulwurf“ führt. Er widmete dieses Buch dem Kanzler der Hallischen Universität, v. Hoffmann, mit etwa folgender Wendung: „Nur der Hinblick auf Sie, hochwohlgeborner Herr, konnte dem gegenwärtigen Werke seine Entstehung verleihen.“ Sehr schmeichelhaft für einen Kanzler — bemerken dazu die Rosen — wenn man sich an die Thierfabel im Fiesco erinnert, wo der Maulwurf bekanntlich die Amtsführung des Wolfs, Tigers u. s. w. trefflich findet.

Erzeugung des Fleisches. Während der jüngsten Versammlung der Naturforscher zu Bremen, ward in der Section der Landwirthe die Frage aufgestellt: wie viel Pfunde Heu geben ein Pfund Fleisch? Sachend wollte man sie für unlöslich erklären, als Professor Glubeck bemerkte, daß man in mehren Mastviehanstalten Kärnthens nach langen Beobachtungen über diesen Gegenstand zu folgenden Resultaten gelangt sei. 40 Centner Heu geben durchschnittlich 140 — 150 Pfd. Fleisch; das Gedeihen hängt natürlich von dem Stamme und der Größe des Thieres ab; ein mittlerer Ochse gewinnt täglich etwa 1 Pfd. an Fleisch, kleinere in derselben Zeit  $1\frac{1}{6}$  Pfd. und sind daher am besten zur Mastung geeignet.

Stereotype Zeitungsartikel. Zu diesen gehört unter anderen das zeitweilige Erscheinen der großen Seeschlange, die Rückkehr eines Veteranen seit

dem Feldzuge von 1812 aus Sibirien, Mißgeburten und Mordgeschichten. Diese letzteren besonders verbreiteten sich mit wunderbarer Schnelligkeit, und manches ängstliche Herz erzittert, Schlösser und Riegel werden einer besonderen Prüfung unterworfen und dergleichen Vorsichtsmaßregeln mehr in Anwendung gebracht. Plötzlich aber zerplatzt die Seifenblase, und man lacht über den Puff. Noch vor einem Jahre machte eine gräßliche Mordscene in einer Mühle die Runde in den Blättern und im Publicum, die mit allen Details nachzulesen ist in — Grimm's deutschem Märchenbuche. 28.

Büchertitel der ultramontanen Presse. Samsonischer Honigladen für die schleckige Adamskinder, gesammelt aus den honigfließenden Blumen durch Friedrich Prambhofer. 1708. — Joh. Schnigel, Scorpionöl wider das kezerische Gift. 1635. — Johann Scheibler, vier zerschnittene Henkerstricke nebst eben so vielen zugeworfenen Leibesbanden. Frankf. a. M. 1680. — Gottfried Sitterz, katholisches Felsenburg-lutherisches Spinnweb in Verthätigung der heiligen Kirchenseegen. Köln 1703. — Stephan von Gloedh, die sieben Jubelposaunen Jos. 6, 6., mit welchen man nicht die zeitliche Stadt Jericho, sondern die himmlische Stadt Jerusalem leichtlich einnehmen und gewinnen kann. Frankf. a. M. 1716. — Wen überkommt dabei nicht der Lese- und Lachzettel? — Um jedoch unparteiisch zu sein, fügen wir ein Paar der neuesten Büchertitel der protestantischen Presse bei. Im Verlage von Falkenberg in Magdeburg sind gegen die protestantischen Freien folgende Schmähschriften erschienen. J. N. Müller, der Anti-König, oder Feuer! Feuer! zwischen der Vernunft und der Offenbarung. Eine geistliche Medizin wider den Vernunftkoller. 1. Dosis. 1844. — Derselbe: Saulus schnaubt noch! 2. Dosis. — Pistorius: Wissenschaftliches Armuthszeugniß des unlutherischen Pastors König zu Anderbeck. — Die Ultras sind bei beiden Parteien dieselben. — 24.

Der große Arnold Ruge, dem das arme, kleine Deutschland nicht mehr gut genug war, der nach Frankreich auswanderte und sich nicht scheute, von dort aus sein Vaterland zu schmähen, wird, nachdem er in Paris mit seinen literarischen Planen complet durchgefallen, in Kurzem nach Deutschland zurückkehren. Die deutsch-nationale Presse wird ihn hoffentlich nach Gebühr begrüßen, wenn sie sich anders die Mühe nimmt, ihn zu erwähnen. 19.

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.